

# Die Sicht von Migrantinnen

Autor(en): **Stienen, Angela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Tsantsa : Zeitschrift der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft = revue de la Société suisse d'ethnologie = rivista della Società svizzera d'etnologia**

Band (Jahr): **6 (2001)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007422>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Die Sicht von Migrantinnen

Angela Stienen

*Die Fallbeispiele wurden aus einer Serie von zwischen 1998 und 2000 von der Autorin aufgenommenen Lebensgeschichten von Personen ausgewählt, die ohne Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz leben. Sie basieren z.T. auf mehreren Gesprächen und sind deshalb nicht als Momentaufnahmen zu betrachten. Sie geben Sicht- und Handlungsweisen wieder, die sich in den meisten der aufgenommenen Lebensgeschichten als dominant herauskristallisiert haben. Angela Stienen ist Ethnologin.*

Die fünf Frauen, die hier zu Wort kommen, sind in ihrem nicht-europäischen Herkunftsland Angehörige einer unteren Mittelschicht und damit eines Gesellschaftssektors, welcher im Kontext der neuen Globalisierungsprozesse unter den Druck einer zunehmenden Verarmung geraten ist. Die Erzählungen repräsentieren drei dominante Diskurse, welche die Betroffenenperspektive charakterisieren. Durch die Art und Weise, wie sich die Frauen selbst darstellen und Handlungsmöglichkeiten und Zwänge interpretieren, dokumentieren sie Facetten der ausländerrechtlich nicht anerkannten Integration in der Schweiz, die durch ihre Unspektakularität auffallen. Die Erzählungen sollen die im Thesenpapier von Le Breton/Fiechter angesprochene Wechselseitigkeit von struktureller Bedingtheit und produktiven Handlungsstrategien aus einer anderen Perspektive als jener der Autorinnen illustrieren. Dadurch soll ihre Kritik an der stereotypen Dichotomie «Opfer/HeldInnen versus TäterInnen», welche die politische Debatte dominiert, untermauert werden.



# 1. Der Erfolgskurs: Sue und Ann

«Ich bin ehrgeizig, ich habe Pläne, ich erlaube mir nicht, stecken zu bleiben»

Sue und Ann bezeichnen sich als «Gewinnerinnen». Sue lebt seit 1995 ohne Bewilligung in der Schweiz, Ann seit 1997. Sue ist zusammen mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in die Schweiz gekommen. Sie ist heute Anfang vierzig. In ihrem Herkunftsland arbeiteten sie und ihr Mann als LehrerInnen an einer staatlichen Mittelschule. Um ihren Lebensunterhalt zu sichern, hatte sich die Familie verschuldet. Auch Ann, die ausgebildete Sozialarbeiterin, hat in ihrem Herkunftsland Schulden. Die 37-Jährige, die geschieden ist und drei halbwüchsige Kinder zurückgelassen hat, führte in ihrem Herkunftsland ein eigenes Kleinunternehmen, welches Bankrott ging. Die beiden Frauen kamen in erster Linie mit ökonomischen Erwartungen in die Schweiz, betonten im Interview aber auch, dass der Aufenthalt in der Schweiz ihnen neue Perspektiven verschaffen soll. Sue: «Für mich ist es auch eine intellektuelle Bereicherung, in einem anderen Land zu leben, eine andere Sprachen zu lernen [...], das bringt mich und meine Familie weiter». In ihrem Herkunftsland würden die Menschen immer stärker dazu gedrängt, ihren Horizont zu erweitern und Sprachen zu lernen. Besonders von Seiten der Privatwirtschaft hiesse es, dass nur wer dies tue, noch Aussicht auf eine einigermaßen gesicherte Anstellung hat.

Drei Monate nach der Einreise als TouristInnen haben Sue und ihr Mann mit Hilfe einer in der Schweiz ansässigen Bekannten aus ihrem Herkunftsort und deren Schweizer Freundeskreis Arbeit gefunden, ihre beiden Kinder eingeschult und eine Krankenversicherung für die Kinder abgeschlossen. Sues ganzes Bestreben war nun, zu einer Bewilligung zu kommen: «Ich wollte hier eine Ausbildung machen, Betagtenhilfe zum Beispiel, nicht weil ich davon ausging, dass ich dann mehr verdienen würde, sondern weil ich dachte, dass wir dann vielleicht eine Bewilligung kriegen könnten. Die käme vor allem den Kindern zugute». Eine befreundete Schweizer Anwältin klärt Sue darüber auf, dass sie als Nicht-Europäerin kaum eine Chance hat, eine Arbeitsbewilligung zu erhalten. Darauf beschloss sie zusammen mit ihrem Mann, das Risiko einzugehen und ohne Bewilligung in der Schweiz zu bleiben: «Seit damals leben wir zwar in ständiger Unsicherheit, aber die hat auch dazu beigetragen, dass wir jeden Tag ausnützen, um etwas für die Zukunft der Familie zu tun. [...] Am Tag, an dem sie uns zwingen werden, die Schweiz zu verlassen, werden wir wenigstens sagen können, dass wir aus unserem Aufenthalt hier das Beste gemacht haben. Letztlich liegt unsere Zukunft in Gottes Hand.»

Ann, die allein in die Schweiz gekommen ist, fand einen Monat nach ihrer Ankunft durch ein Zeitungsinserat eine Stelle als Haushaltshilfe bei einer Schweizer Diplomatenfamilie mit sechs Kindern. Sie verdiente monatlich 1700.- Franken für sieben Stunden Arbeit pro Tag. Die Familie mietete ein Studio für sie und sie erhielt eine Diplomaten-Bewilligung: «Ich war glücklich, ich hatte nun eine gute Ausgangsbasis, ich war unabhängig. Morgens hatte ich frei und lernte mit einem Buch und Kassetten Französisch, ich wollte in Zukunft von niemandem abhängig sein. Dann kaufte ich mir ein Handy und begann, intensiv eine andere Arbeit zu suchen.»



## Eigeninitiative und Selbstständigkeit: «Empowerment»-Erfahrungen

Ann arbeitete ein Jahr bei der Diplomatenfamilie, dann kündigte sie: «Ich bin ehrgeizig, ich habe Pläne, ich erlaube mir nicht, stecken zu bleiben. Diese Arbeit schränkte mich in meinem Weiterkommen ein, weder konnte ich genügend sparen, um meine Schulden zurückzubezahlen, noch bin ich sonst weitergekommen». Ann wusste, dass sie mit der Kündigung die Bewilligung verlor: «Ich bin als erstes zur Immobilienverwaltung gegangen und habe gesagt, dass die Diplomaten nicht mehr für mich bürgen können, dass ich das Studio aber trotzdem behalten möchte. Ich habe nicht verheimlicht, dass ich nun illegal hier bin. Die Verwaltung ist das Risiko eingegangen, ich konnte das Studio behalten, und ich hatte richtig gehandelt, denn kurze Zeit später schickten die Diplomaten der Verwaltung einen Brief. Als sie merkten, dass ich schon alles geregelt hatte und nicht von ihnen abhängig war, baten sie mich, doch wieder bei ihnen zu arbeiten. Aber ich lehnte ab, ich wollte weiterkommen. Wir sind trotzdem Freunde geblieben. Drei Monate später bin ich aus Sicherheitsgründen umgezogen.»

Beide Frauen betonen im Interview, dass die fehlende Bewilligung für sie kaum ein Hindernis dafür gewesen ist, etwas zu erreichen. Dass sie weitergekommen sind, schreiben sie in erster Linie ihrer Eigeninitiative und Einstellung zu. Sue erzählt beispielsweise:

«Ich wollte gar nie wissen, was Leute verdienen, die eine Bewilligung haben, ich will mir ja das Leben nicht zusätzlich vermiesen. Ich nehme, was kommt, aber ich stelle meine Bedingungen. Hier verdient man ja nicht überall gleich viel, das ändert von Gemeinde zu Gemeinde. Hier zum Beispiel sind es 16.-, 17.-, manchmal 20.- Franken pro Stunde, anderswo sind es 25.- Franken. Wenn ich dann aber bedenke, dass eine Schweizer Familie, die das Minimum verdient – knappe 3000.- Franken oder weniger –, davon Steuern bezahlen muss, dann muss ich sagen, dass der psychologische Druck, dem wir als Illegale ausgesetzt sind, kompensiert wird. Denn dank dessen, dass wir keine Steuern bezahlen, verdienen wir praktisch gleich viel. [...] Natürlich gibt es Missbräuche. Kürzlich hat die Mutter einer Mitschülerin meiner Tochter mir Putzarbeit angeboten. Ich habe nicht einmal gefragt, wie viel sie bezahlt, ich weiss ja, dass der Ansatz hier in der Gemeinde 18.- Franken pro Stunde ist. Ich konnte die Arbeit nicht annehmen, weil ich schon mehrere Stellen habe. Ich bin dann mit einer anderen Illegalen, die neu hier ist hingegangen und die Frau hat gesagt, 12.- Franken pro Stunde. Sie ist Osteuropäerin, mit einem Schweizer verheiratet, er verdient sehr gut. Ich getraute mich nicht, etwas zu sagen, obwohl es mir auf der Zunge brannte. Ich habe die Kollegin angeschaut: “Sag was!”, aber die hat gesagt: “Ist o.k., ich mache das”. In diesem Moment ist mir bewusst geworden, dass w i r [betont] diejenigen sind, die sich ausbeuten lassen, die bereit sind, für so wenig Lohn zu arbeiten.»

## Selbstorganisation und soziale Absicherung: Soziales Kapital akkumulieren

Als «Illegale» in der Schweiz zu leben, ist für Sue in erster Linie eine Frage der sozialen Netze und der Selbstorganisation. Sie meint:

«Was ich hier beobachte unter den Illegalen ist, dass die Leute nicht als Team arbeiten. Vor allem bei Ehepaaren beobachte ich das. Meist kommt der Ehemann seinen Verpflichtungen nicht nach. Deshalb scheitern die meisten. Ich habe mich sehr gut koordiniert mit meinem Mann, wir nehmen beide dieselben Arbeiten an, arbeiten zum



selben Lohn. Ich denke, wenn man als Ehepaar hier herkommt, dann müssen beide dieselben Ziele verfolgen, am selben Strick ziehen. Wenn ich uns mit anderen illegalen Familien vergleiche, dann sehe ich diesen Unterschied: Wir arbeiten als Team. [...] Mein Mann hat sich hier emanzipiert. Hier sind wir gezwungen, uns so zu organisieren, dass er zu Hause auch Küchenarbeit übernimmt. Schon bevor wir hierher gekommen sind, war ich der Meinung, dass die Pflichten im Haushalt von beiden Ehepartnern geteilt werden müssen. Seiner Mutter hat das natürlich nie gepasst, weil er ihr einziger Sohn ist, dort ist die Erziehung der Männer ja noch sehr hinterwäldlerisch. Aber hier müssen wir einfach aufeinander zählen können, das hat uns zusammengeschweisst. Unsere Rollen sind dieselben, wir arbeiten beide für unsere gemeinsame Familie. Unsere Familie ist unser Tempel, sie ist heilig. Ich verlange, dass die Arbeit gleich verteilt ist, ob das nun hier ist oder in unserem Land.»

Sue und ihr Mann nehmen rege am Leben in der Schweiz teil: «Wir haben nie irgendwelche Probleme gehabt, wir nehmen an den Elternversammlungen in der Schule unserer Kinder teil und wir haben eine sehr gute Beziehung zu den Lehrern. [...] Wir haben uns in der Kirchgemeinde integriert und gehen immer an den Apéro nach der Messe, denn dort können wir neue Leute kennen lernen». So hat sich die Familie ein breites Beziehungsnetz aufgebaut, SchweizerInnen und AusländerInnen mit legalem Status: «Meine beiden Kinder haben hier eine Patin, eine Schweizerin und eine nieder-gelassene Ausländerin, sie übernehmen sehr viel Verantwortung für unsere Kinder, das gibt ihnen Sicherheit.»

## Eingliederung in die Leistungsgesellschaft: zweckrational ausgerichtetes Handeln

Sue betont weiter: «Ich mache überall mit, wo ich kann. Ich habe die Sprache gelernt, ich habe Kurse besucht in Erster Hilfe, in Betagtenpflege, ich will auch meinen Geist immer aktiv halten. Aber heute handle ich in erster Linie wie eine Maschine. Die menschliche Seite bekommen nur noch meine Kinder zu spüren. Ich habe mich diesem System angepasst. Mein ganzes Handeln dreht sich um die Arbeit und den Verdienst, deshalb interessiere ich mich für die Situation in diesem Land, das neue Ausländergesetz, die Möglichkeiten einer Amnestie für Illegale.»

Ihren Landsleuten begegnet Sue heute mit Misstrauen, sie habe schlechte Erfahrungen gemacht: «Es gibt Landsleute, die schon lange hier leben und legal sind, und die benutzen uns für ihre eigenen Zwecke, um Geld zu mobilisieren und ihren Verein zu stärken oder um in unserem Land Gegenpropaganda zu machen, damit die Leute nicht hierher kommen. Da bin ich sehr misstrauisch geworden. Es gibt viel Pseudosolidarität und Heuchelei. [...] Wenn es nach mir ginge, würde ich allen in meinem Land, die hierher kommen wollen sagen: "Kommt, aber denkt nicht, dass ihr auf meine Kosten leben könnt". Familienangehörigen, die kommen wollten, habe ich erklärt, in welcher grossen Unsicherheit wir hier leben, dass wir für niemanden aufkommen können. Aber Leuten, die selber initiativ sind, denen rate ich, hierher zu kommen, denn hier gibt es genug Arbeit. Wer wirklich arbeiten will und verantwortungsbewusst ist, der soll ruhig kommen.»

Diese Meinung teilt auch Ann, die niemandem über ihren Status Auskunft gibt: «Das einzige, was ich meinen eigenen Landsleuten sage ist, dass sie nicht stecken bleiben dürfen, dass sie aktiv werden müssen, die Sprache lernen, sich weiterbilden müssen. [...] Klar ist hier die Situation bedeutend besser, als in unserem Land, aber du musst dich genauso anstrengen wie dort. Du musst dich weiterbilden, planen, ein Projekt verfolgen, sonst bleibst du stecken und gehst zugrunde, das ist überall so. Wenn du nicht selber initiativ wirst, wie willst du dann etwas erreichen? Hier gibt es Illegale, die sind



gescheitert, die haben zwei Jahre gebraucht, um einen Weg zu finden. Die sind frustriert, und wenn du neu bist, lassen sie dich dies spüren. Ganz am Anfang habe ich viele schlimme Geschichten gehört. Ich dachte mir dann: Wie ist das möglich, sind die Europäer wirklich solche Barbaren? Vor allem meine Landsleute haben mir viele Horrorgeschichten erzählt. Heute glaube ich, die haben mir das alles nur erzählt, um mich zu erschrecken, weil ich ja eine neue Konkurrentin war. Ich selber habe jedenfalls nie schlechte Erfahrungen gemacht. [...] Die Schweizer sind eben sehr stur, du darfst ihre Regeln nicht verletzen. Ihr Leben verläuft in fixen Bahnen, aus denen sie nicht ausbrechen können. Sie lassen sich nur dann auf dich ein, wenn du wirklich jammerst und dich als die Ärmste der Armen darstellst. Deshalb geben sie das Bild ab, unmenschlich, hart und geizig zu sein. Ich denke, wir müssen ihr Lebenssystem akzeptieren. Für uns ist es ja auch so, du kannst nur jemandem helfen, wenn du dich dazu im Stande fühlst. Meine Landsleute meinen manchmal, dass ich dazu verpflichtet bin, ihnen zu helfen, nur weil ich dieselbe Nationalität habe. Da bin ich nicht mit einverstanden. Man hilft, wenn man dazu in der Lage ist. Klar, wir sind sentimentaler als die Schweizer, es ist ein bisschen schwieriger, nein zu sagen, dieses harte, endgültige, rigorose Nein der Schweizer.»

## Offener Arbeitsmarkt und Arbeitsethik

Wie Sue hat auch Ann trotz fehlender Bewilligung sehr schnell wieder Arbeit gefunden, nachdem sie die Diplomatenfamilie verlassen hatte: «Dank meines Handys war ich stets erreichbar, nach kurzer Zeit war ich voll ausgelastet: Montag morgens arbeite ich drei Stunden bei einer Familie, am Nachmittag drei Stunden bei einer anderen. Am Dienstag arbeite ich morgens fünf Stunden bei einer Familie und nachmittags drei Stunden bei einer alleinstehenden alten Dame. Mittwoch nachmittags und am Donnerstag arbeite ich den ganzen Tag bei derselben Familie. Dort koche ich auch. Die sind begeistert davon, wie ich koche. Das sind Südeuropäer, alle anderen sind Schweizer. Alle haben mich sehr gerne und respektieren mich und ich sie auch. Ich werde von allen gut bezahlt, 25.- Franken pro Stunde. Weil die Leute sehen, dass ich sehr zuverlässig und effizient bin, empfehlen sie mich weiter. Ich hatte nie das Pech, schlecht behandelt zu werden, aber ich würde das auch nie zulassen, obwohl ich illegal bin.»

Auch Ann wird heute oft Arbeit angeboten. Sie meint: «Ich bin schon völlig ausgebucht, deshalb gebe ich die Arbeit dann weiter. Aber ich habe schlechte Erfahrungen gemacht. [...] Einmal konnte ich eine Arbeit auch nicht annehmen, das war Putzarbeit, 22.- Franken pro Stunde. Ich habe einer Kollegin gesagt: "Die nehmen dich auch ohne Sprachkenntnisse und Bewilligung". Die Kollegin hat drei Wochen dort gearbeitet, dann wurde sie entlassen. Die war einfach nicht effizient, plump gesagt, die wollte die Zeit totschiessen. [...] Mich hat das extrem sauer gemacht, wenn du hier arbeiten willst, musst du deine Arbeit eben gut machen, das ist ja klar, das hat nichts damit zu tun, ob die Schweizer schlecht sind oder nicht, das ist überall so. Jetzt schicke ich niemanden mehr. Ich sage einfach, "es tut mir leid, ich kenne niemanden".»

## Legitime Illegalität

Im Gegensatz zu Sue hat Ann sich nie darum bemüht, eine Bewilligung zu erhalten, sie hat auch keine Krankenversicherung: «Ich weiss zwar, wie ich eine Versicherung bekommen könnte als Illegale, aber ich will keine. Ich bin ja gesund und ich kenne Arztpraxen, wo Illegale günstig behandelt werden. Ich habe auch einen Freund, der Arzt ist, und der mir schon geholfen hat. [...] Ich habe ein Kästchen, wo ich Flugblätter,



Broschüren etc. aufbewahre mit nützlichen Adressen. Wenn ich etwas brauche, gehe ich persönlich hin. Ich bin immer sehr direkt und sage sofort, dass ich illegal bin. Ich bin noch nie abgewiesen worden. Viele Landsleute haben mir immer wieder gesagt: "Niemand wird dir helfen, du bist illegal, du brauchst es gar nicht erst zu versuchen". Die leben in dieser ständigen Angst, zu nichts Zugang zu haben, weil sie illegal sind. Ich habe gegenteilige Erfahrungen gemacht. Bis jetzt hatte ich noch nie Angst, ich bin auch noch nie kontrolliert worden, ich bewege mich frei (obwohl ich auffalle). Natürlich gibt es Orte, die ich meide, weil ich weiss, dass dort das Risiko einer Kontrolle grösser ist. Aber diese ständige Panik, die manche Illegale haben, die kenne ich nicht. [...] Ich musste das Risiko der Illegalität einfach auf mich nehmen, eine andere Möglichkeit hier zu bleiben, hatte ich nicht. Bis jetzt habe ich gut verdient, ich konnte sparen, meine Schulden zurückbezahlen, ich bin selbstständiger geworden, ich habe eine neue Sprache gelernt und mit vielen interessanten Leuten zu tun gehabt. Ich bezeichne mich als Optimistin, ich nehme die Dinge so, wie sie kommen. Bis jetzt hatte ich immer Glück, letztlich liegt alles in Gottes Hand.»

Sue hingegen hofft immer noch, eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen: «Ich würde gerne für immer hier bleiben. Mit einer Bewilligung hätten wir ganz andere Arbeitsmöglichkeiten und die Ausbildung unserer Kinder wäre abgesichert.» Sue ist sich bewusst, dass ihre zur Zeit des Interviews 14-jährige Tochter nach Beendigung der obligatorischen Schulpflicht als «Illegale» keine Möglichkeit mehr hat, ihre Ausbildung in der Schweiz fortzusetzen. Sie rechnet deshalb damit, dass die Familie spätestens zu diesem Zeitpunkt wird zurückkehren müssen: «Ich bin trotzdem zufrieden. Ich konnte meinen Kindern hier etwas bieten, was ich in meinem Herkunftsland trotz fester Arbeit nicht konnte. Als Illegale hatten wir hier ein grösseres Sparpotential als in unserem Herkunftsland, dort hast du zwar die psychologische Sicherheit, aber die ökonomische Unsicherheit ist riesig. Dazu kommt die ständige Frustration, zwar eine feste Arbeit zu haben, aber doch Null Möglichkeiten, um zu sparen und in minimale Dinge zu investieren. Natürlich gibt es hier Situationen, wie ich sie vor ein paar Tagen erlebt habe. Ich fuhr im Bus und da stiegen vier Polizisten ein. In dem Moment dachte ich: "Mein Gott, ich bin denen ausgeliefert, jetzt ist es aus." Aber nichts ist passiert. Ich bin sicher, dass solange wir uns an die Regeln halten und nichts Unzulässiges tun, nichts passiert. Manchmal denke ich, dass die Behörden sowieso von uns wissen, aber sie unternehmen nichts, weil wir nichts Verbotenes tun. Soll Gott über unsere Zukunft entscheiden.»

## 2. Der Verliererinnendiskurs: Naomi und Cindy

«Die Frauen, die sagen, dass sie hier selbstständig werden, machen sich was vor; als Illegale sind wir Zugvögel, wir wissen nie, wann wir fort müssen»

Naomi und Cindy verstehen sich als «Verliererinnen». Beide waren 29 Jahre alt, als sie 1996 und 1997 in die Schweiz kamen. Beide haben nach Abschluss des Gymnasiums in ihrem Herkunftsland keine Ausbildung gemacht. Naomi ist mit ihrer 13-jährigen





Tochter und dem 7-jährigen Sohn ihrem Mann nachgereist, der bereits seit einem Jahr als «Illegaler» in der Schweiz lebte. Er hatte im Herkunftsland als Grundschullehrer gearbeitet. Obwohl er nicht wollte, dass Naomi mit den Kindern kommt, war sie nicht bereit, sich von diesen zu trennen. Die Kinder sind die ersten sechs Monate in der Schweiz nicht zur Schule gegangen, während dieser Zeit hat die Familie drei Mal den Kanton gewechselt, aus Sicherheitsgründen, wie Naomi sagt. Schliesslich hat Naomi es geschafft, die Kinder einzuschulen, für sie eine Krankenversicherung abzuschliessen und eine, wie sie sagt, akzeptable Wohnung zu finden. Sie erzählt: «Ich habe einen Polizisten kennengelernt, er ist Schweizer, sein Vater stammt aus unserem Nachbarland. Er hat mir geholfen. Auch der Lehrer meiner Tochter hat mir viel geholfen, er hilft mir auch heute noch, wenn ich etwas wissen will.» Naomis Mann trinkt viel, er sei auch sehr eifersüchtig, kontrolliere sie und manchmal schlage er sie. Er dürfe nicht wissen, dass sie ein Interview gibt.

Zur Zeit des Interviews bereitet die Familie ihre Rückreise vor. Naomi ist nochmals schwanger geworden. Vier Monate vor dem Interview hat sie ihr drittes Kind geboren. «Ich habe im Spital geboren und das Kind ist registriert worden. Wir haben einen Brief bekommen, dass wir uns melden sollen bei der Einwohnerkontrolle. Das haben wir getan. Ich dachte, wenn ich gehen muss, dann gehe ich. Danach sind wir umgezogen. Nichts ist passiert. Die Kinder sind weiter zur Schule gegangen. Einmal hat die Polizei bei der Person, die in unserer früheren Wohnung wohnt nach uns gefragt, zumindest hat diese Person mir das erzählt. Mir ist nie aufgefallen, dass sie uns gesucht hätten.» Schon während der Schwangerschaft konnte Naomi nicht mehr arbeiten: «Wir haben alles Geld, das wir gespart hatten, ausgegeben. Wenn wir jetzt zurückkehren, gehen wir ohne Ersparnisse, das einzige, was ich von hier mitnehme, ist ein Baby.» Dank einer kirchlichen Spendenaktion hat Naomi Geld für die Rückreise zusammengekratzt.

## Widerstand gegen die Ökonomisierung des Lebens als Selbstlegitimation

Zu den vier Jahren, die Naomi als «Illegale» in der Schweiz gelebt hat, meint sie: «Das sind keine verlorenen Jahre. Meine Kinder konnten in die Schule gehen, sie sprechen jetzt verschiedene Sprachen. Sie haben etwas gewonnen. Aber ökonomisch haben wir nichts gewonnen. [...] Als Person bin ich hier viel schwächer gewesen, als in meinem Herkunftsland, auch als ich arbeitete und Geld verdiente, bin ich nicht selbstständiger geworden, es ging einfach nicht. [...] Als Illegale sind wir hier einem ständigen Druck ausgesetzt, das schränkt unsere Möglichkeiten ein. Meiner Meinung nach machen sich die Frauen, die sagen, dass sie hier selbstständiger werden, etwas vor. Sie sprechen dann vielleicht für ihre Familie, vielleicht sind sie in der Familie unabhängiger geworden, weil sie arbeiten, weil sie Geld verdienen und ihr Mann vielleicht nicht. Frauen haben hier eben mehr Arbeitsmöglichkeiten als Männer. Weil sie schnell Arbeit finden, versuchen sie, die Schweizerinnen zu imitieren, aber sie haben ja nie dieselben Rechte wie die Schweizerinnen. Wir machen uns etwas vor, wenn wir denken, wir seien wie die Schweizerinnen, nur weil wir hier arbeiten und Geld verdienen. [...] Wer keine Bewilligung hat, hat keine Entscheidungsfreiheit.»

Naomi fühlt sich auch deshalb nicht frei, weil, wie sie betont, unter den «Illegalen» viel Konkurrenz herrscht: «[...] auch unter meinen Landsleuten, die sind egoistisch und rassistisch geworden hier, jeder will dem anderen schaden, will ihn austricksen. Wenn es jemand geschafft hat, will er noch höher hinaus, will immer mehr und mehr, und wem es gut geht, der ist nicht mehr bereit, einem anderen zu helfen. Ich musste alles selber organisieren, ich musste mich selber durchfragen, selber zu den Informationen kommen. Wenn ich Landsleute um Hilfe gebeten habe, haben sie mir das Leben schwer gemacht.





Sie haben versucht, mich davon zu überzeugen, dass hier alles schwierig ist, dass ich für alles einen Bürgen brauche, aber niemanden finden werde, der für mich bürgt. [...] Als Illegale sind wir hier zwar alle gleich, ganz egal, ob jemand ursprünglich vom Land kommt oder aus der Stadt, ob jemand einen Beruf hat oder nicht, ob jemand aus einem Land mit vielen Problemen kommt oder nicht, unsere Situation hier ist dieselbe. Aber viele Leute verdienen es nicht, hier zu sein, sie haben einen schlechten Charakter, und hier werden sie noch mehr verdorben. Wenn sie dann zurückkehren, nehmen sie alles Schlechte mit. Viele meiner Landsleute denken schon wie die Schweizer, sie machen die Schweizer nach, sie werden individualistisch, schauen nur noch für sich. Die Frauen vernachlässigen die Familie sobald sie arbeiten, sie zwingen ihre Männer dazu, Haushaltspflichten zu übernehmen, damit sie arbeiten können, sie werden wie Schweizerinnen, sie denken nur noch daran, Geld zu verdienen. [...] Ich finde, wir dürfen unsere Herkunft nicht vergessen. Ich bin nun einmal verschieden, ich darf die Traditionen, die uns unsere Eltern vermittelt haben, nicht aufgeben, ich darf nicht vergessen, dass meine Hauptverantwortung darin liegt, dass es meinen Kindern und meiner Familie gut geht.»

Naomi meint, dass es in der Schweiz einfacher wäre, wenn es unter ihren Landsleuten mehr Solidarität gäbe: «Wir sollten zusammenhalten, schliesslich kommen wir alle aus demselben Land. Niemand hat hier eine Bewilligung, wir sollten uns zusammmentun. Wir sollten alles daran setzen, dass wir eine Bewilligung erhalten, statt dass jeder nur an sich selber denkt. [...] Ich kenne keine Landsleute, die illegal sind und hier bleiben können, wenn ihre Kinder die obligatorische Schule beendet haben. Ohne Bewilligung können sie hier keine Ausbildung machen. Eine humanitäre Bewilligung kommt für uns nicht in Frage, weil in unserem Land kein Krieg herrscht. Wir sind Zugvögel, wir wissen nie, wann wir fort müssen. Deshalb sollten wir als Gruppe auftreten und uns hier Gehör verschaffen.»

## Transnationale Familien und geschlechtliche Arbeitsteilung

Fehlende Solidarität und die dadurch verstärkte Unsicherheit macht auch Cindy dafür verantwortlich, dass ihr Aufenthalt in der Schweiz sie nicht weitergebracht hat. Cindy hatte, bevor sie in die Schweiz kam, zweieinhalb Jahre lang als «Illegale» in den USA gelebt. Ihr Bruder, der bereits seit Jahren mit seiner Familie ohne Aufenthaltsbewilligung dort lebte, hatte ihre Reise organisiert. Sie sollte seine Kinder hüten, damit die Schwägerin arbeiten konnte. Damit sie in die USA gelangen konnte, kaufte Cindys Familie ihr in ihrem Herkunftsland für 5000 Dollar ein Ticket und einen Pass, der auf einen anderen Namen lautete. Den Pass gab sie nach ihrer Ankunft in den USA zurück. Weil ihr Bruder sie nicht bezahlen wollte, trennte Cindy sich von ihm. Sie arbeitete zwei Jahre lang bei einer amerikanischen Familie als Kindermädchen zu einem Minimallohn. Cindy meint rückblickend: «In den USA lebt man als Illegale besser als hier. Die Kontrolle ist nicht so gross, man hat mehr Möglichkeiten. Hier brauchst du für alles einen Bürgen, dort nicht. Hier wirst du immer als minderwertig angesehen. In den USA sind alle gleich, egal, woher du kommst. Ich habe dort sehr wenig verdient, aber trotzdem mehr als hier und ich hatte viel mehr Sicherheit. Damals interessierte mich aber nur eines: meine Schulden zurückbezahlen und sparen, um meine Eltern zu unterstützen.»

Nach zweieinhalb Jahren Arbeit in den USA hatte Cindy ihr Ziel erreicht und kehrte in ihr Herkunftsland zurück. Kurz nach ihrer Rückkehr ging die Bank Bankrott, wo Cindys Eltern die Ersparnisse der Tochter angelegt hatten. Viele KleinsparerInnen, darunter auch Familienangehörige von Cindy, verloren ihr Geld. Eine von Cindys älteren Schwestern, die als «Illegale» in der Schweiz lebte, half ihr daraufhin, in die



Schweiz zu kommen. Sie fand Arbeit als Kindermädchen und Putzfrau bei einer Kollegin der Schwester. Zur Zeit des Interviews arbeitete sie immer noch dort. Cindy: «Ich werde schlecht bezahlt, nur 5.- Franken pro Stunde, aber ich kann einfach nicht mehr verlangen, denn meine Chefin verdient selber nicht so viel, und sie hilft mir, wo sie kann. Sie hat mir geholfen, ein Zimmer zu finden, sie wollte mir einen Sprachkurs bezahlen. [...] Das Wichtigste für mich ist, dass ich mich wohl fühle an meinem Arbeitsplatz, dass ich mich mit meiner Chefin gut verstehe.» Cindys Vorgängerin, auch eine «Illegale», hatte die Arbeit wegen der schlechten Entlohnung aufgegeben. Obwohl Cindys Schwester immer Druck ausübt, damit sie nicht zu weniger als 17.- Franken pro Stunde arbeitet, nimmt Cindy jede zusätzliche Stelle an, auch zu tieferen Stundenansätzen. Was für sie zählt, ist, dass sie sich mit ihrer Arbeitgeberin verbunden fühlt.

Cindy hat fast nur mit anderen «Illegalen» und AsylbewerberInnen Kontakt: «Wir haben alle Angst, ich vielleicht etwas weniger, weil ich für niemanden verantwortlich bin, es ist mir egal, ob ich erwischt werde. Ich habe meinen Eltern versprochen, dass ich sie finanziell unterstütze, das habe ich lange getan, ich habe also gewissermassen meine Pflicht erfüllt, jetzt zählen nur noch meine eigenen Bedürfnisse. Mein Vater sagt mir, ich soll einen Schweizer heiraten und mich etablieren. Aber ich möchte nicht heiraten, das einzige, was ich möchte, ist ein Kind. Ich möchte nur für dieses Kind da sein. Ein Ehemann lässt einen sowieso früher oder später sitzen.»

Cindy hat sich von ihrer Schwester und anderen Landsleuten distanziert: «Auf die kann ich nicht zählen. Alles, was sie für mich tun, rechnen sie mir später vor. Ich will sowieso weg von hier.» Zur Zeit des Interviews ist Cindy schwanger, der Vater ihres Kindes stammt aus einem anderen Land als Cindy, er war Asylbewerber. Nach der Ablehnung seines Asylgesuchs ist er in ein anderes europäisches Land weitergezogen und lebt dort als «Illegaler». Cindy plant, vor der Geburt ihres Kindes in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Sie betont: «Mein Traum ist, in die USA zurückzukehren. Ich möchte es nochmals versuchen, jetzt, wo ich mich verändert habe, wo ich offener bin, wo ich mir mehr zutraue, wo ich nicht mehr alleine bin.»

### 3. Der Emanzipationsdiskurs: Lin

«Ich habe mich selbst auf die Probe gestellt und ich habe es geschafft, ich weiss jetzt, dass ich mich auf mich selber verlassen kann»

Lin ist 1996 als 30-Jährige zusammen mit ihrem Mann und ihrer 7-jährigen Tochter in die Schweiz gekommen, der 13-jährige Sohn blieb bei den Grosseltern. Lin und ihr Mann schlossen in ihrem Herkunftsland das Gymnasium ab, konnten aber keine weitere Ausbildung absolvieren. Die Familie lebte mit Lins Eltern zusammen. Lin hatte keine bezahlte Arbeit, ihr Mann ging Gelegenheitsarbeiten nach. Beider Ziel war, in der Schweiz genügend Geld zu verdienen, um im Herkunftsort ein eigenes Kleinunternehmen aufzubauen und ihre durch Konsumkredite und die Reise entstandenen Schulden zurückzubezahlen. Sie hofften, in der Schweiz eine Arbeitsbewilligung zu kriegen, wussten aber, dass dies schwierig war.

Drei Monate nach ihrer Ankunft in der Schweiz ergab sich für die Familie die Gelegenheit, ein Zimmer zu mieten bei einem berufstätigen Schweizer Ehepaar, beides Staatsangestellte, das sie über einen Landsmann kennengelernt hatten. Die Schweizer-



Innen sorgten dafür, dass die Tochter eingeschult wurde und Lin einen Sprachkurs besuchen konnte. Sie vermittelten Lin Putzstellen in ihrem Freundeskreis und informierten die Familie über die Möglichkeiten und Grenzen eines illegalen Aufenthalts in der Schweiz. Sie motivierten Lin dazu, nur gut bezahlte Jobs anzunehmen und eine Krankenversicherung abzuschliessen. Da Lins Mann bedeutend grössere Schwierigkeiten hatte, Arbeit zu finden als seine Frau und das Sparpotential der Familie zu gering war, kehrte er nach einem Jahr mit der Tochter ins Herkunftsland zurück. Er hat dort nur sporadisch bezahlte Arbeit.

Seitdem kommt Lin für den Lebensunterhalt der Familie auf. Ihre Kinder besuchen nun im Herkunftsort eine angesehene Privatschule, für die Lin pro Kind 1000.- Dollar im Jahr bezahlt, zuzüglich der Ausgaben für Schuluniformen, Schulmaterial, Reisen, Sport und Spezialkurse in Informatik und Sprachen.

Zur Zeit des Interviews arbeitet Lin von Montag bis Freitag durchschnittlich acht Stunden am Tag in Haushalten, ihr Stundenlohn beträgt 25.- Franken, sie hat eine Krankenversicherung abgeschlossen. Lin lebt bei einem älteren Schweizer Ehepaar, das ihr kostenlos ein Zimmer zur Verfügung stellt. Die Beiden begründen dies damit, dass es eine lange Familientradition sei, AusländerInnen und sozial schwächer Gestellten zu helfen, auch wenn diese «illegal» in der Schweiz lebten. Lin sei zudem besonders liebenswürdig, korrekt und verantwortungsbewusst.

## Emanzipation heisst Individualisierung

Lin betrachtet ihren Schweizaufenthalt als einen Emanzipationsprozess. Sie erzählt: «Hier habe ich erfahren, was es heisst, auf mich selber gestellt zu sein, mir Ziele zu setzen und diesen nachzukommen. Hier bin ich selbstständig geworden. Als Illegale bin ich gefordert, mich gut zu organisieren, immer wieder neue Kontakte zu knüpfen. Ich habe gelernt, was es heisst, alleine zu leben, ohne meinen Mann und meine Kinder, ohne den Einfluss meiner Eltern. Ich bin sehr streng erzogen worden und eigentlich von der Abhängigkeit von meinen Eltern in die Abhängigkeit von meinem Mann geraten. [...] Hier habe ich mich selbst auf die Probe gestellt und ich habe es geschafft, ich weiss jetzt, dass ich mich auf mich selber verlassen kann. Ich fühle mich unabhängig und stark. Heute habe ich mehr Selbstvertrauen, das gefällt mir, aber das alles kann ich meinem Mann nicht sagen, weil er mir sonst vorwirft, dass ich wie eine Schweizerin geworden bin. [...] Ich möchte, dass meine Kinder auch so selbstständig werden, dass sie dasselbe fühlen wie ich, nämlich, dass es letztlich auf einen selber ankommt. [...] In der Schweiz fühle ich mich sicherer als in meinem Herkunftsland, weil ich hier arbeite und über Geld verfüge. Hier kann ich manchmal 1100.- Dollar pro Monat sparen. Das könnte ich dort nie und nimmer. Dort ist alles ein Risiko, du musst immer damit rechnen, dass du alles, was du verdienst hast, wieder verlierst. Hier ist mein Einkommen sicher. [...] Wenn du illegal bist, hast du ein grösseres Sparpotential. Auch mit einer Bewilligung hätte ich keinen Zugang zu anderen Arbeiten, ich würde nie mehr als ein Minimum verdienen, aber ich hätte höhere Ausgaben, es würde gerade knapp für mich reichen. Wenn du sowieso nicht hier bleiben willst, schränkst du dich ein, du gibst wenig aus und sparst, damit du deinen Kindern dort etwas ermöglichen kannst. So macht es Sinn, illegal zu bleiben. [...] Wer nicht sparen kann, weil vielleicht die Kinder hier sind, für den ist die Situation prekär. Dank dessen, dass meine Kinder nicht hier sind, bin ich unabhängiger, ich kann mehr sparen und ihnen dort Dinge ermöglichen, die ich ihnen hier nicht ermöglichen könnte. [...] Das einzige, was mir Angst macht, ist mein persönlicher Wandel. Ich habe Angst, dass ich nicht mehr akzeptiert werde, wenn ich zurückkehre. Dort ist die soziale Kontrolle gross. Mein erster Kampf wird mit meinem Mann sein. Er hat sich ja nicht verändert, es wird sehr schwierig sein, dass er



mich so akzeptiert, wie ich heute bin. Der Mann denkt immer, dass die Frau von ihm abhängig ist, aber hier bin ich nur von mir abhängig, ich habe gelernt, mich selber durchzuschlagen. Ich habe Angst, dass dies unsere Beziehung kaputt machen wird.»

Auch Lin hat sich weitgehend von anderen «Illegalen» – auch Landsleuten – distanziert: «Das grosse Gewicht, das das Materielle hier bekommt, verdirbt die Leute [...] es steigt ihnen in den Kopf [...] Das Schlimmste ist, dass man niemandem mehr vertraut. Es kursieren immer wieder Geschichten von Personen, die geschnappt und deportiert wurden. Vielleicht stimmen diese Geschichten gar nicht immer. Aber so wird Angst geschürt. Angst vor den Nachbarn, vor den Landsleuten und sogar vor den eigenen Familienangehörigen. Ich habe zwei Frauen gekannt, die sind von ihren Familienangehörigen denunziert worden wegen einem Streit. Deshalb versuche ich, Distanz zu wahren [...] und immer korrekt zu sein. Aber ich bin ruhig, ich fürchte mich nicht, bis jetzt habe ich immer Glück gehabt. [...] Ich habe es nie bereut, dass ich hierher gekommen bin. Die Illegalität war ein notwendiges Übel, anders hätte ich das, was ich erreicht habe, nicht erreichen können. Ich bereue höchstens ein bisschen, dass ich meine Kinder so viele Jahre lang nicht bei mir hatte. Wenn ich alleine wäre, würde ich für immer hier bleiben, aber ich muss an meine Kinder denken, deshalb muss ich zurück. Vielleicht schaffe ich es, dass sie irgendwann einmal in der Schweiz studieren können.»

Im Sommer 2001, als in der Romandie die Bewegung der «Papierlosen» mit Kirchenbesetzungen Öffentlichkeit schaffte, waren Naomi und Cindy bereits in ihr Herkunftsland zurückgekehrt. Die hochschwangere Cindy wurde am Flughafen in der Schweiz kontrolliert und durchsucht, die 8000.- Franken, die sie auf sich trug, wurden konfisziert als Busse für ihren illegalen Aufenthalt in der Schweiz. Damit verlor Cindy ihre Ersparnisse und das Geld, das aus einer Spendenaktion zusammengekommen war, die FreundInnen für sie organisiert hatten. Heute lebt sie mit ihrem Kind bei ihren Eltern. Der Vater des Kindes überweist ihr sporadisch Geld, das er als «Illegaler» in Europa verdient. Naomi und ihre Familie haben die Schweiz ohne Zwischenfälle verlassen. Naomi hat in ihrer Herkunftsstadt eine Imbissstube eröffnet, die knapp die Existenz der Familie zu sichern vermag. Ihre heute 18-jährige Tochter ist depressiv und träumt davon, wieder in die Schweiz zurückzukehren. Ann hat sich in einen Schweizer verliebt, der sie heiraten und mit ihr in ihrem Herkunftsland eine Existenz aufbauen möchte. Sue und Lin haben sich nicht der Bewegung der «Papierlosen» angeschlossen, das Risiko ist ihnen zu gross. Sie planen ihre Rückkehr. Lin hat eine Nichte in die Schweiz geholt, diese soll das soziale Kapital, das Lin in der Schweiz akkumuliert hat und ihre Arbeitsstellen übernehmen und Lins Weg weitergehen, «so bleibt alles in der Familie», betont sie.

